

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Band: 26 (1970)
Heft: 4

Artikel: Die Macht der Sprache : Gedanken und Ratschläge
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Macht der Sprache

Gedanken und Ratschläge

Von Georg Thüerer

Auf einer Bergwanderung im Ausland kamen wir vor wenigen Jahren in ein entlegenes Dorf und richteten uns im einzigen Gasthof zum Übernachten ein. Das Abendbrot wurde uns in der Fensterecke aufgetischt. Im gegenüberliegenden Ofenwinkel steckten einheimische Bauern ihre Köpfe zusammen. Einer führte das große Wort. Er war weiter in der Welt herumgekommen als die andern Dorfleute und hatte von einem deutschen Arbeitgeber einen Ausspruch heimgebracht, den er dem Zuhörerkreis nicht nur mitteilte, sondern mit Behagen wiederholte: „Wer nicht sprechen kann, steht im Leben hintenan“.

Als Angehörige eines weniger redseligen Volkes dachten wir im stillen über dieses Wort nach. Kommt es im Umgang mit den Menschen so sehr auf die Weise an, in der wir die Sprache handhaben? Ist der Schweiger oder derjenige, der mühsam um das Wort ringt, tatsächlich zum vornherein im Rückstand gegenüber jenen, welchen die Worte leicht von den Lippen fließen? So einfach liegen die Dinge wohl nicht. Wir alle kennen ja den Leerlauf bloßen „Maulwerks“ und achten den, der durch sein Wesen und Schaffen überzeugt, höher als Flink- und Schönredner. Ja, sehr viele Schweizer, zumal des deutschsprachigen Landesteils, mißtrauen geradezu Leuten, die sich in gepflegter Sprache ausdrücken, weil sie hinter der schönen Form etwas wähen, was versteckt werden soll. Darüber können sie freilich auch auf Irrwege geraten, indem sie jemand, der sich redlich Mühe gibt, seine gute Sache mit treffenden Worten zu vertreten, unrecht tun und damit von der Sprache überhaupt zu gering denken. Rufen wir den Beistand eines unverdächtigen Zeugen an! „Das Wort ist unendlich mächtiger als das Schwert, und wer es zu führen weiß in starker, weiser Hand, ist viel mächtiger als

der mächtigste der Könige." So lesen wir in Gotthelfs Bauernbuch „Uli der Pächter“.

Wesen und Ursprung der Sprache

Gehen wir der Sache auf den Grund! Wenn wir die Frage aufwerfen, worin sich der Mensch vom Tier unterscheidet, so sticht unter den Merkmalen des Menschen die Sprache hervor. Das Tier gibt Laute von sich, welche warnen, werben oder auch Schmerz und Wohlbefinden ausdrücken. Der Mensch aber äußert sein Innenleben in beseelter Sprache, welche die Laute zu Worten und Sätzen fügt, deren Sinnzusammenhang von den gleichsprachigen Menschen verstanden wird. Dank der Sprache können Beobachtungen und Einsichten auch von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden.

Zur mündlichen Weitergabe trat später die Schrift, welche das Wort der Menschen in andere Zeiten und Zonen zu tragen vermag. Die Technik des Buchdrucks vervielfachte die Wirkung des schriftlichen Wortes, und in den letzten Generationen haben die Erfinder von Telefon, Tonfilm und Tonband sowie Radio und Fernsehen auch dem gesprochenen Worte ungeahnte Bereiche erschlossen. Die Sprache ist zweifellos der erste aller Kulturträger. Ohne sie ließen sich weder ein geordnetes Zusammenleben der Menschen noch wesentliche Fortschritte auf den verschiedenen Kulturgebieten denken. Selbst eine Kunst wie die Musik oder eine Wissenschaft wie die Mathematik sind der Sprache in viel höherem Maße verpflichtet, als wir zunächst annehmen, denn unsere Ton- und Zahlbegriffe sind sprachlich mitbestimmt. Es gibt weder ein Musizieren oder Singen noch ein Rechnen „an sich“, sondern alles Empfinden und Denken erfolgt im Lebensgewebe der Sprache, vorab der Muttersprache.

Die Sprache ist also mehr als ein bloßes Verständigungsmittel. Ihre Wörter gleichen keineswegs Münzen fester Prägung und harter Währung, die bei Geber und Empfänger gleichen Wert besitzen. Wohl brauchen wir bei der Sprache wie im Geldwesen das Wort „Schatz“. Allein der Wortschatz ist viel stärker an den Menschen gebunden, der darüber verfügt, als der Geldschatz, den man im Gewölbe hortet. Nehmen wir gerade dieses Wort „Gewölbe“ als Beispiel! Würden wir bei den Lesern dieses Aufsatzes eine Umfrage veranstalten, welche Vorstellungen das Wort „Gewölbe“ in ihnen wachruft, so würden die Antworten recht verschieden ausfallen. Es wären jedenfalls zwei Gruppen zu erwarten. Erfahrungsgemäß empfinden viele Menschen ein Gewölbe als etwas bedrückend Niedriges und wieder andere als etwas erhebend Hohes. Woher stammen diese verschiedenen

Empfindungen, welche dasselbe Wort auslöst? Es kommt sehr darauf an, in was für ein Gewölbe wir zum ersten Male und seither am häufigsten eingetreten sind. Ist es eine romanische Gräbergruft gewesen, so haftet das Bild des unterirdischen Raumes mit seinen stämmigen Säulen und der lastenden Decke weiterhin am Wort „Gewölbe“. Vernahmen wir es indessen erstmals und noch oft in hoher, heller Halle, wo sich zu Häupten der Emporschauenden die den Säulen entwachsenden Rippen im Kreuzstein eines gotischen Chorgiebels vereinigen, so wird uns das gleiche Wort zum Inbegriff des Hohen und Erhebenden. Mancherlei Mißverständnisse wären zu beheben, wenn wir daran dächten, daß eben viele Wörter mit unserm bisherigen Erlebnisbereich verwachsen und damit persönlich gestimmt sind. Ich habe z. B. das Wort „Fronarbeit“ als Knabe und als Leser von Schillers „Wilhelm Tell“ (I, 3) lange Zeit nur als ein von einem bösen Vogt gefordertes Werk geknechteter Untertanen aufgefaßt und erst später eingesehen, daß auch ein Kirchenbau freier Bürger in Fronarbeit, d. h. in unbezahltem Gemeinwerk errichtet werden konnte.

Wie entstanden denn einst die einzelnen Wörter? Daß sie sich nicht ohne weiteres aus der Sache oder aus einem Vorgang ergaben, erhellt schon aus der Fülle z. T. ja sehr verschiedener Sprachen. Gewiß gibt es etliche Wörter, welche z. B. in verschiedenen Sprachen einen Schall durch eine ähnliche Lautfolge nachahmen, wie z. B. murmeln, murmurer usw., wobei freilich im einzelnen noch zu untersuchen wäre, ob die Ähnlichkeit wirklich ursprünglich vorhanden war oder durch Übernahme oder auf Grund einer gemeinsamen Wortwurzel in einer ältern Sprache zustande kam. Die Annahme, die sprachliche Bezeichnung wohne einem Ding von Natur aus inne, ist so naiv wie das Welt- und Sprachbild jenes biedern Mannes, der erklärte, er könne wohl verstehen, daß man die Entfernungen der Sterne berechnen konnte, aber es sei ihm unerfindlich, daß die Menschen sogar die Namen der Gestirne herausgebracht hätten.

Wie nun der Mensch den Sternen ihren Namen nicht abtrotzte oder ablistete, sondern ihnen diesen ganz einfach gab, und zwar nach Vorbildern und Wörtern, die er bereits besaß, so hat er seit der Urzeit immer wieder wirkliche und gedachte Kräfte, Dinge und Wesen benannt. Mit dem Worte bewältigte er zugleich die Welt. Es bannte und bändigte der in magischen Formen empfindende Mensch jener Frühzeit der Menschheit das Unvertraute — die Welt wurde sagbar und damit vertrauter. Noch heute empfinden wir die befreiende Wirkung, wenn ein klärendes Wort uns aus dem Dämmer der Vermutungen heraushilft. Die Sprache ist wahrhaftig — um ein solch treffendes Wort Wil-

helm von Humboldts anzuführen — das „Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes“. Wer in dieser Weise der Sprache mächtig ist, der strahlt allerdings eine besondere Kraft aus. Man hört auf einen solchen Sprecher, und man gehorcht ihm auch oft freiwillig und dankbar.

Die Macht der Sprache begegnet uns am kräftigsten in der lebendigen Rede. Der Schauspieler auf der Bühne schlägt uns in seinen Bann. Er verwandelt das geschriebene Wort, das ihm der Dichter als Meister der Sprache bietet, mit seiner Kunst der Darstellung ins Leben zurück. Im Hörspiel muß er alle seine Mittel aufbieten, um den Zugang zu unserem Ohre zu gewinnen, denn alles Sichtbare gelangt im Hörerkreis nicht zu diesem einzigen Eingangstor der Seele. Im Schauspiel aber kann er durch Erscheinung, Mienenspiel, Schritt und Gebärde das gesprochene Wort sichtbar und bewegungsmäßig ausdeuten helfen und jene geheimnisvolle Gesamtwirkung erreichen, die zum Wesen der Bühnenkunst gehört.

Der Redner steht nicht in erster Linie im Dienste der Kunst, sondern er will seine persönlichen Gedanken wirksam mitteilen. Meistens hat er sich vorher, sei es im Wortlaut oder doch in Form von Stichwörtern, zurechtgelegt, was er sagen will. Da drohen aber schon zwei Gefahren. Kann der Vortragende die Rede fixfertig aus der Tasche ziehen, so mag es leicht geschehen, daß die Zuhörer das unangenehme Gefühl befällt, man lese ihnen einen Aufsatz vor, denn nur die wenigsten Redner geben sich bei der Niederschrift einer Rede Rechenschaft darüber, daß für das gesprochene Wort andere Gesetze gelten als für das geschriebene: was man beim Lesen nicht gleich verstanden hat, kann ja nachgelesen werden, während das gehörte Wort gleich erfaßt werden muß; es kann nicht zurückgerufen werden. Eine abgelesene Rede ist meistens schwerer verständlich als eine frei gehaltene, und man spürt es, daß sich zwischen Sprecher und Hörer ein Stück Papier geschoben hat.

Wer aber frei spricht, sieht sich auch von Gefahr umlauert. In zwei von drei freien Reden, die man hierzulande anhört, reichen die sprachlichen Mittel einfach nicht aus. Der Redner sucht in peinlich anmutender Weise nach Worten, verhaspelt sich in umständlichen Sätzen, wiederholt sich unnötig und gleitet ins Plaudern ab. Am Schlusse entschuldigt er sich gerne mit der Bemerkung, er sei eben kein Redner. Dabei fehlt es ihm meistens weniger an Begabung und Übung als an der gehörigen Vorbereitung. Wie ein Schreiner kein Möbel, dem man die Pfscharbeit ansieht, aus der Werkstätte in die Hand des Kunden gibt, so sollte man bei den ja seltenen Gelegenheiten, wo man eine Ansprache erwartet, diese nicht nur gedanklich, sondern auch

sprachlich tüchtig vorbereiten und den Hörern und sich selbst den Eindruck einer mißglückten Rede ersparen. Man hüte sich vor der Ausrede, es sei einem eben nur um die Sache und nicht um die schöne Sprachform zu tun. Gerade das Gegenteil ist wahr: die Sprache soll ja der Sache dienen und leistet diesen Dienst dann am besten, wenn sie den zweckmäßigen Ausdruck sucht — diese angemessene Form ist zugleich die schönste.

Hochsprache und Mundart

Hier ist ein Wort über unser Verhältnis zu Schriftsprache und Mundart fällig. Sollen wir unsere Reden hochdeutsch oder schweizerdeutsch halten? Die Antwort richtet sich nach dem Anlaß und der Hörerschaft. Eine Tischrede in der Gesellschaft von Nachbarn soll in der üblichen Umgangssprache gehalten werden; der Wechsel der Unterhaltung in die Hochsprache würde gespreizt und gestelzt wirken. Spricht indessen ein Gelehrter vor Ausländern oder fremdsprachigen Mitbürgern, bei denen er die Kenntnis unserer Mundart nicht erwarten darf, unbekümmert schweizerdeutsch, so ist das unhöflich und unzweckmäßig zugleich. Die Predigt wird sich bei uns so gut wie immer, die Seelsorge aber nur selten der Schriftsprache bedienen. An der Bahre wird ein Abschiedswort in der Sprache, in welcher man mit dem Freunde jahrzehntelang gesprochen hat, ohne weiteres am Platze sein. Es muß freilich nicht minder sorgfältig vorbereitet sein als ein Dankeswort in der Hochsprache. Da hapert es nun zumeist. Die wenigsten Mundartsprecher nehmen sich die Mühe, ihre Ansprachen zunächst einmal aufzuschreiben, weil man das ja nie gelernt hat. Und was ungewohnt ist, unbequem obendrein, das läßt man eben bleiben und nimmt vertrauensselig an, die Stunde stimme einen dann schon auf den richtigen Grundton. Schließlich rede man eben, wie einem der Schnabel gewachsen sei. Diese Auffassung ist weder im Sinne der Aufgabe, noch ist sie ein Dienst an der Sprache. Wer die Muttersprache vernachlässigt, trübt den besten Spiegel unseres Wesens.

Dabei wollen wir alemannischen Schweizer uns freudig zur Zweisprachigkeit bekennen. Die Mundart ist unsere Muttersprache im Ursinn des Wortes: Die Mutter lehrte sie uns und gab uns damit eine bestimmte Weise, die Welt zu begreifen, für das ganze Leben mit. Das Schweizerdeutsch hat seinen innern Wert und seine Würde und ist auch oft der Schriftsprache gegenüber die Gebende. So hat die Jubiläumsausgabe von Dudens Wörterbuch (1961) über 100 neue Wörter aus unserm Sprachschatz aufgenommen. Darunter finden wir nicht nur Ausdrücke wie *Rösti* und *Güggeli*, deren Heimatgeruch einem ohne weiteres in die

Nase steigt, und andere *träfe* Hauptwörter wie *Schwinget*, *Verdingbub*, *Übernächtler* und *Verleider*, sondern auch Wörter wie die Verben *abklären* und *betreiben*, die bei uns so gang und gäb sind, daß man sie längst eingedeutscht glaubte, während beim *Ausmarchen* der schweizerische Ursprung noch deutlicher geblieben ist. Andere Neuwörter aus der Schweiz wie *Nachtessen*, *Sodbrunnen* und *Einzahlungsschein* wähten wir schon längst im allgemeinen Sprachgebrauch. Wer oft mit Österreichern und Norddeutschen zusammenkommt, entdeckt immer wieder, wie die Schriftsprache nicht nur mündlich nach den Sprachlandschaften getönt wird, so daß man das weiche Wienerisch vom schnittigen Norddeutschen ohne weiteres unterscheidet, sondern daß auch die Schriftsprache der Zeitung viel mehr besondere Formen aufweist, als man gemeinhin glaubt. Daß sich das Deutsch der Ostzone schon merklich von demjenigen der Bundesrepublik unterscheidet, ist bereits Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung geworden.

Wir deutschsprachigen Schweizer haben allen Grund, dafür dankbar zu sein, daß unsere Bildungssprache, das Hochdeutsche, zu den sieben großen Weltsprachen zählt. Gegen 100 Millionen Menschen geben Deutsch als ihre Muttersprache an, und eine wieder steigende Zahl von Leuten versteht sie. Viele grundlegende Werke der Wissenschaft und manche herrlichen Dichtungen sind zuerst in deutscher Sprache erschienen. Wir sind Träger und Teilhaber einer Sprache, welche vom Alpenkamm bis zu Nord- und Ostsee, von den Vogesen bis tief in den Donaauraum reicht. Dabei wissen wir in unserm mehrsprachigen Volksstaat natürlich wohl zwischen Staats- und Sprachgrenzen zu unterscheiden. Den Sprachkult des Dritten Reiches konnte und wollte das freiheitliche und mehrsprachige Schweizervolk nicht mitmachen. Nachdem nun aber die braune Sturmflut verebbt ist, freuen wir uns der Sprachgemeinschaft wieder unbefangener.

Schriftverkehr

Man kann nicht behaupten, daß unsere Schweizer Schriftsteller die deutsche Sprache lässiger handhaben als ihre Kollegen im Norden, wo die Schriftsprache weniger von der Umgangssprache abweicht. Gerade das Bewußtsein, daß die geschriebene Sprache sich von der mündlichen erheblich unterscheidet, ermahnt uns zur Wachsamkeit. Das gilt eigentlich auch für den Briefverkehr. Ja, mitunter verführt der Wunsch, gepflegt zu schreiben, zur Unnatürlichkeit. Man kann in Geschäftsberichten etwa Sätze folgender Art lesen: Es ist tunlichst darauf zu achten, daß sich

die Summe der Ausgaben nicht allzu weit vom Total der Einnahmen entfernte. Schlicht gesagt: Man sollte sparen! Nennen wir einige weitere Übel unseres Schriftverkehrs. Unsere Sprache hat an Bildkraft verloren. Selbst bildliche Ausdrücke werden nicht mehr als solche empfunden. Wäre es der Fall, so könnte man die Bilder nicht so arg vermengen, wie es oft geschieht. „Wir empfehlen Ihnen, bei der Renovation des Schulhauses trotz der Mehrkosten auch den Verputz zu schlucken“, steht in einem Gutachten eines Baugeschäftes. Ein Gemeinderat der Stadt Zürich zog vor wenigen Jahren die Wimpern hoch: „Ich denke an gewisse heiße Eisen, die in der Stadtverwaltung wie eine Wanderniere von einer Abteilung zur andern geschoben werden.“ Ein anderer Volksvertreter wollte der Schiffahrt des Vierwaldstättersees „keine Steine in den Weg legen“. Mag einem im Eifer der Rede einmal ein solcher Fehler unterlaufen, so sollten derartige Versehen jedoch in Schriftstücken unterbleiben.

Aus Angst vor falschen Bildern flüchten sich manche Verfasser in abstrakte Wendungen. Besonders arg haust die Hauptwörter-sucht. „Bis zur Inbetriebnahme der Maschinen sind wir nicht in der Lage, Ihre Bestellung zum Versand zu bringen.“ Warum könnte man nicht einfach melden: „Wir können Ihnen die bestellten Waren erst senden, wenn unsere Maschinen laufen“? Sehr beliebt, aber leider meistens verfehlt, sind die auf *-ung* auslautenden, längern Hauptwörter: „Über die Berechnung der Instandstellung der unterbrochenen Verbindungen im Straßenverkehr werden noch Verhandlungen geführt werden. Ohne „Schneckentänze“: Man wird noch darüber verhandeln, wer die Kosten für die wieder hergestellte Straße tragen soll. Nicht selten rafft — und rettet — das belebende Verb einen mit schwerfälligen Substantiven überlasteten Satz. In dieser Wortart schlägt der Puls der Sprache. Das Tätigkeitswort treibt den Fluß der Sprache wie das Gefälle einen Wasserlauf. Wie oft wird ein Zustand verständlicher, wenn man den Vorgang schildert, der ihn herbeiführte. Guter Wille zum gepflegten Stil häuft oft Eigenschaftswörter. Gewiß ist die Absicht, genau zu sein, lobenswert. Allein, zu viele „schmückende Beiwörter“ und aneinander gereihte Adjektive überhaupt verschleppen die Handlung. Der Meister geht mit dem Eigenschaftswort jedenfalls sparsamer um als der Anfänger der Schreibkunst.

Wege zum guten Stil

Wie kann man denn einen guten Stil erwerben? Ist er überhaupt lehr- oder lernbar? Wer behauptet, Sprachbegabung sei eben ein Talent, das man nun einmal habe oder entbehre, könnte sich

zunächst auf Goethe berufen. Dieser kannte sich schon mit fünfzehn Jahren in sieben Sprachen ordentlich aus, und in der Sprache, in welcher er seine unsterblichen Werke schrieb, hat er nie einen eigentlichen Unterricht genossen. Der gleiche Meister aber gesteht uns: „Genie ist Fleiß!“ Seine Kunstwerke waren also nicht nur Gnadengaben von innen oder von oben, sondern zugleich Erzeugnisse unablässiger Arbeit. Dieser Weisung dürfen wir trauen. Arbeiten auch wir tüchtig an jederlei Sprachwerk!

Dabei können wir drei Wege einschlagen. Wie man das Schwimmen — allenfalls nach vorbereitenden Übungen im „Trockenschwimmen“ — schließlich doch im Wasser lernt, so lernt man das Schreiben am ehesten noch immer am Schreibtisch. Die Stilkunde kann uns beraten, aber die spannende Arbeit doch nicht abnehmen. Erst wenn man sieben Ausdrücke erwägt und sechs verwirft, um den letzten und besten zu verwenden, ist man auf dem ertragreichen Acker, wo die gute Frucht reift. Besitzen wir nicht die nötige Selbstkritik gegenüber unsern eigenen Texten, so soll uns ein Freund beraten. Wir können auch z. B. fehlerhafte Briefe oder Aufsätze, die uns ärgern, so verbessern, daß sie uns erfreuen. Viele Lehrbücher beschreiten diesen Weg.

Statt uns durch das Schlechte abschrecken zu lassen, können wir uns auch durch gute Vorbilder ermuntern. Wir können eine Sammlung guter Beispiele anlegen. Die Werke guter Schriftsteller helfen uns dabei. Fast alle guten Stilisten sind aufmerksame Leser. Sie verschlingen aber ihren Lesestoff nicht, sondern verweilen bei einzelnen Stellen, die sie besonders ansprechen oder, ausnahmsweise, auch stutzig machen. Unlängst zeigte mir ein Mann, der sich um das kaufmännische Bildungswesen unseres Landes große Verdienste erworben hat, eine Stelle bei Conrad Ferdinand Meyer, welche er von Auflage zu Auflage verfolgte und mit Recht sprachlich anfechtbar fand. Dabei verehrte er den Zürcher Dichter als Meister des Stils. Diese Meisterschaft verdankte Meyer in hohem Maße einem Weg, der auch uns offen steht: Er hat als junger Mann eifrig übersetzt. Viele unserer größten Dichter waren gewissenhafte Übersetzer. Sie lernten die Eigenart der deutschen Sprache im Umgang mit fremden Sprachen.

Fremde Sprachen

Das Erlernen fremder Sprachen gehört zum Schulsack aller, welche in unserm mehrsprachigen Lande und im heutigen weltweiten Verkehr eine führende Stellung erstreben. Sprachenkenntnis erweitert aber auch unsere innere Welt. Wir lernen z. B., wie die einzelnen Sprachgemeinschaften ihre Wörter nicht

gleich bilden. Wo das Deutsche verschiedene Arten von Uhren auf das gleiche Grundwort bezieht und von *Taschenuhr*, *Standuhr*, *Turmuhr* und *Sonnenuhr* spricht, hat das Französische grundverschiedene Wörter wie *montre*, *pendule*, *horloge* und *cadran*. Ist es im übrigen nicht merkwürdig, daß die Sprache unserer Nachbarn im Westen kein besonderes Wort für *Geschwister* besitzt und die Bezeichnung *les parents* sowohl für die *Eltern* wie auch für die *Verwandten* gebraucht? Aufschlußreich ist es, daß der Engländer manchen lebenden Haustieren einen andern Namen gibt als ihrem für den Tisch zubereiteten Fleisch. Auf der Wiese weiden *ox* und *sheep*, auf der Speisekarte begegnen wir *beef* und *mutton*. Die Kulturgeschichte bietet uns den Schlüssel zu diesem seltsamen Zweierlei. Man weiß, daß die englische Bevölkerung eine germanische Grundsicht von Angeln und Sachsen aufweist, welche seit dem frühen zweiten Jahrtausend von Normannen beherrscht wurde, die zwar auch germanischen Ursprungs waren, aber in der Normandie romanisiert worden waren, also das Französische als Sprache der Oberschicht mitbrachten. Während also der angelsächsische Hirt für das lebende Haustier Namen gebrauchte, die an unsere deutschen Bezeichnungen *Ochse* und *Schaf* anklingen, bewahrte der Herr Baron, der sich den Braten auftragen ließ, die französischen Ausdrücke *bœuf* und *mouton* und wandelte sie im Laufe der Zeit nur mäßig. Zuweilen gesellte der Engländer einem germanischen Hauptwort ein romanisches Eigenschaftswort: So traten neben die Substantive *house* und *king* die Adjektive *domestic* und *royal*.

Lehn- und Fremdwörter

Nicht nur die englische Mischsprache, sondern jede Sprache besitzt Wörter, die auf fremdem Grund gewachsen sind. Soll man solche Einwanderer wiederum ausbürgern? Diese Frage führt uns zu einer Rechenschaft über Sinn und Unsinn der Fremdwörter. Dabei gilt es zunächst, zwischen offensichtlichen Fremdwörtern und Lehnwörtern zu unterscheiden. Lehnwörter erkennt man daran, daß sie sich in Endung und meistens auch in Betonung unserer Sprache längst angeglichen haben. Den Wörtern *Tafel*, *Meister* und *Markt* hört man nicht mehr an, daß sie aus dem Lateinischen (*tabula*, *magister* und *mercatus*) stammen. Wir schätzen sie, und es wäre unsinnig, sie durch urdeutsche Wörter ersetzen zu wollen. Hingegen empfinden wir *Tabelle*, *merkantil* und *magistral* noch als zugewandert und fremdgeblieben. Statt *Tabelle* könnten wir ohne weiteres Ausdrücke wie *Verzeichnis*, *Übersicht* oder das weniger fremd anmutende *Liste* verwenden,

und auch *merkantil* ließe sich sehr gut durch *kaufmännisch*, *wirtschaftlich*, allenfalls *marktmäßig* übersetzen, während die Wörter *meisterlich*, *würdig* oder *herrschaftlich* dem Fremdwort *magistral* doch nicht ganz entsprechen. Und wenn wir für *Musik* oft das ebenbürtige Wort *Tonkunst* verwenden können, so verhält es sich beim Eigenschaftswort *musikalisch* nicht ebenso. Die Wissenschaft des Abendlandes verwendet, eingedenk ihrer gemeinsamen Grundlagen der antiken Mittelmeerkultur, sehr viele griechische und lateinische Fachausdrücke, welche das Gespräch der Gelehrten über die Sprachgrenzen hinweg sehr erleichtern. Es wäre ein Unding, sie allesamt tilgen zu wollen. Nur dort, wo man sie aus Lässigkeit oder gar aus Eitelkeit gebraucht, sollte man die Fremdwörter bekämpfen. Warum soll der Fachmann auf der Baustelle von *hydraulischer Energie* sprechen, wenn es doch ein so gemeinverständliches Wort wie *Wasserkraft* gibt!

Der Kaufmann übernimmt mit der fremden Ware nicht selten die fremde Bezeichnung und bietet sein Erzeugnis dem Kunden gerne in dessen Sprache an. Das ist verständlich, entbindet aber nicht von der Verpflichtung, sich zu fragen, ob der Dienst am Kunden auch ein Dienst an der Sprache sei. Die Muttersprache zu achten, ja zu lieben, ist ein Stück Selbstachtung. Wer sich seiner Mutter schämt, wird die Achtung echter Freunde nicht gewinnen. Mit unserer Mutter Sprache verhält es sich nicht anders: wer sie allzu dienstbeflissen oder, nur auf äußern Gewinn bedacht, leichtfertig verleugnet, wird von seinen Geschäftsfreunden eher belächelt als aufrichtig geschätzt. Die Sprache ist ja nicht nur eine Dienstmagd, sondern — wir sagten es eben — auch unsere geistige Mutter, der wir die Treue halten sollen. Wir vergöttern sie nicht, wissen aber, was wir ihr verdanken und achten sie, indem wir ihr die Ehre geben, die ihr gebührt.

Stilistik auf der Oberstufe der Volksschule

Von Albert Schwarz

Wir setzten auf den folgenden beiden Seiten den Vorabdruck ausgewählter Arbeitsblätter aus dem kommenden zürcherischen Lehrmittel fort und wiederholen nochmals die freundliche Aufforderung an alle irgendwie Sachverständigen und ganz besonders an alle Lehrer, sich *jetzt* dazu zu äußern, denn jetzt kann Ihre Kritik dem Buche noch unmittelbar zugute kommen. Einige wenige Stellungnahmen sind uns zugekommen. Wir danken dafür, auch im Namen des Verfassers. Wir würden gerne noch weitere kennenlernen.

Die Schriftleitung